

15. Oktober 2023, 11 Uhr
Theater Nestroyhof Hamakom

Seht ihr nicht. Hört ihr nicht.

Lesung

Mit: Tamara Metelka und Johanna Wolff
Zusammenstellung & Einführung: Angela Heide

Im Jänner 1971 erschien in der internationalen Kunstfachzeitschrift *ARTNews* ein Artikel der damals 40-jährigen jüdisch-amerikanischen Kunsthistorikerin Linda Nochlin. Ein Essay, der ein neues Kapitel in der globalen Kunstgeschichtsschreibung eröffnete: *Warum gab es keine großen Künstlerinnen?*¹, mit kleinem „i“, wohlgerichtet, titelte der Artikel, der so faszinierend wie augenöffnend, so erschreckend luzide wie – zumindest in Fachkreisen – nachhaltig verändernd sein sollte – der Beginn der „feministischen Kunstgeschichtsschreibung“, die es bis dahin schlichtweg nicht gegeben hatte. Aber eben auch ein Beitrag zu sehr allgemeinen Aspekten patriarchaler, also, noch deutlicher gesagt: bis heute global erfolgreich wirksamer Kanonbildungsstrategien und, damit einhergehend, Ausgrenzungsmechanismen. Nochlin benennt sie hier, wie auch in zahlreichen folgenden Einzelstudien, in ihren Vorlesungen und Seminaren, in ihren Ausstellungen und Vorträgen: keine bis kaum Förderung schon als Kind; keine bis kaum vorhandene fachspezifische Ausbildungsmöglichkeiten – und das in manchen Ländern bis in das 20. Jahrhundert hinein. Wer wohlhabend war, konnte sich – in Österreich etwa eine Künstlerin wie Broncia Koller-Pinell – einen Privatlehrer leisten, anderen war auch das verwehrt, ganz abgesehen von Zugang zu Material und Zeit für auch nur die basalsten Grundstudien, ganz zu schweigen von Aktstudien, für die man weder Obstschale noch Blumengesteck auf dem Tisch, sondern ein, ja, nacktes Modell im Raum benötigte. Keine – ab dem 19. Jahrhundert dann langsam entstehenden – Interessenverbände, heute würde man von Netzwerken sprechen und darauf hinweisen, dass es „ohne“ schlichtweg gar nicht mehr geht; kaum Möglichkeiten auszustellen, geschweige denn im Falle einer Ausstellungsbeteiligung dann auch noch – von Männern – besprochen zu werden; keine öffentlichen Förderungen oder Preise und so weiter und so fort.

Nochlins bahnbrechender Artikel – den Sie nun auch auf Deutsch in einem im neuen marsyas Verlag² erschienenen Sammelband unter dem gleichen Titel nachlesen können – war für mich in diesem Sommer, während ich zeitgleich die beiden Lesungen hier am Haus zusammenstellen durfte, eine wirkliche Entdeckung.

Und doch gibt es eine Stelle, an der ich beim Lektorieren des Buches den Kopf schütteln musste und mir dachte, dass bei aller Klarheit ihrer kunsthistorischen Analysen die Sache mit den direkten Verweisen auf andere Kunstsparten doch immer einen Haken hat. „Jede:r, sogar eine Frau, muss die Sprache lernen, kann Lesen und Schreiben lernen und persönliche Erfahrungen in der Abgeschiedenheit des eigenen Zimmers zu Papier bringen“, schreibt die 2014 verstorbene Kunsthistorikerin hier und folgert daraus, dass es mit dem Schreiben eben einfacher wäre als mit dem Malen und – Zitat – „Frauen auf dem Gebiet der Literatur unter weitaus gleicheren Bedingungen mit Männern konkurrieren – und sogar Innovatorinnen werden – konnten“, während „das Kunstschaffen“ – und sie meint hier das Bildende-Kunst-Schaffen – „traditionell das Erlernen spezifischer Techniken und Fähigkeiten in einer festgelegten Reihenfolge und in einem institutionellen Umfeld außerhalb des Hauses, das Kennenlernen eines spezifischen Vokabulars der Ikonografie und des Motivs erforderte“, was, scheint hier Nochlin zu schließen, auf eine Lyrikerin, eine Romanschriftstellerin oder auch eine Reiseautorin „keineswegs zutreffe“.

Hier also stieß ich mich beim Lesen und Vorbereiten der heutigen Lesung trotz aller Bewunderung dann doch: Auch wenn – Nochlin nennt hier Emily Brontë und Emily Dickinson – es stimmen mag, dass Literatinnen bis, ja, doch, weit in des 20. Jahrhundert hinein zumindest den „Vorteil“ haben mochten, dass sie „eine Sprache“ erlernt hatten, in der sie schreiben *konnten*, so war doch der Rest der Sache nicht viel anders als bei den Malerinnen – oder Komponistinnen oder Dirigentinnen oder Regisseurinnen ... die Liste ist lang.

Ich wiederhole die, euphemistisch ausgedrückt, existenziellen „Handicaps“ gerne noch einmal: keine bis marginale Förderung, sei es zuhause – Vicki Baum schreibt dazu etwa in ihrer Autobiografie über ihren Vater: „Er hatte in seinem Leben kein Buch gelesen – für ihn waren sämtliche Bücher nichts als Schund und Schmutz. Er wäre als Erster Hitlers bücherverbrennenden Horden beigetreten, hätte er nicht zufällig jüdische Eltern gehabt.“ Sei es auch in der Schule – Maria Lazar, die in wohlhabenden Verhältnissen aufwuchs und mit der Schwarzwaldschule eine der wichtigsten, mädchenfördernden Schulen Wiens besuchen durfte, ist hier eine zu betonende Ausnahme. Keine Netzwerke – oder wer hat schon von einer weiblichen oder gar feministischen Kaffeehaus-Literatinnen-Runde in der Herrengasse, in der zeitgleich vom Café Griensteidl – das heute, Ironie des Schicksals, Café Klimt heißt – über das Café Herrenhof bis zum Café Zentral die schreibenden Männerzirkel einander bewunderten oder befehdeten –; kaum nennenswerte Förderer oder gar Mäzeninnen – zu denen nebenbei bemerkt auch bei den Männern zahlreiche Frauen zählten, noch einmal Broncia Koller, die dafür auch hier und da bei den malenden Herrn im

Kaffeehaus sitzen durfte, in der Musik Lilly Lieser, in deren Villa sich drei Jahre lang – danklos – Arnold Schönberg verschanzte (und die in den Briefen zwischen dem von ihr ebenfalls unterstützten Alban Berg und seiner Frau Helene als „Judenassel“ bezeichnet wurde), am Theater Berta Zuckermandl, die einzige Frau, nebenbei, in der Gründungsriege der Salzburger Festspiele –; ein schwerer, vor allem von den männlichen Kollegen schwer gemachter Einstieg, egal ob ins Zeitungsmetier, in die Lyrik oder als Reise- oder Romanschriftstellerin; ein mehr als kritischer Blick auf die dann doch zum Erscheinen erwählten Texte – im Falle von Maria Lazar mag hier der beispielhafte Tagebucheintrag von Thomas Mann noch einmal zitiert werden: „Penetranter Weibsgeschmack!“ –; schwerere Teilnahme an Wettbewerben – Maria Lazar versuchte es einmal mit einem – männlichen – Pseudonym; von Preisen wollen wir an dieser Stelle gar nicht erst sprechen ... die Liste ist, liebe Linda Nochlin, nicht minder lang als die über die Unmöglichkeit, eine „große (bildende) Künstlerin“ zu werden. Und doch gab und es die einen wie die anderen: die großen Autorinnen, die wirkmächtigen Malerinnen, die eminenten Komponistinnen. Gegen alle Unmöglichkeiten, gegen alle Gegenwinde, gegen alle Schikanen und – im Falle jüdischer weiblicher Autorinnen, die in diesem Land zur Unzeit geboren wurden – gegen alle Verfolgung und Vernichtung. Und gegen alles „Vergessen“.

Das große „Aber“ bei aller Erkenntnis, dass es sie gab, folgt auf den Schritt: die Literaturgeschichtsschreibung, „der Kanon“, die Presse, die Leser:innenschaft – oder eben: nicht Schreibung, nicht Beachtung, nicht Lektüre, nicht Aufnahme in das, was wir einen „Kanon“ nennen, den wir dann auch so besingen, obwohl es darin keine Stimme für uns – keine weibliche Stimme also – gibt.

Die Frauen, aus deren Werken zwei so wunderbare Kolleginnen wie Tamara Metelka und Johanna Wolff in der kommenden Stunde lesen werden, konnten ihre Sprache – und weit mehr als diese eine, deutsche, Sprache. Sie konnten schreiben – über Wien und Mode, über ihr Aufwachsen, Bildungs- und Erziehungsfragen, über „Frauenthemen“ – Schönheits- und Jugendwahn, Abtreibung und Arbeitsrecht, über Literatur, Theater und Film ebenso wie über die Weltpolitik, die schon an der Ecke begann und von Österreich-Ungarn, dann Österreich, über Deutschland und Italien, Frankreich und England bis in die USA oder nach China führte.

Die neun Autorinnen, aus deren Werken ich für heute 12 Texte ausgewählt und zusammengestellt habe, umspannen allein anhand ihrer Lebensdaten zwei Generationen, eine Jahrhundertwende, zwei Kriege – und einen Genozid, an den in diesen Tagen nur umso schwerer mit Worten zu gedenken ist. Sie hatten Worte dafür, radikal und schonungslos, bitter und mutig, scheinbar leichtfüßig und doch immer, heißt es an einer Stelle, „im Amoklauf nach Recht und Freude“³.

Sie kamen aus so genannten „guten“ Haushalten, im Falle der ältesten von ihnen, Hermynia zur Mühlen, sogar aus dem „Hochadel“, im Falle von Lili Grün, einer der jüngsten der Reihe, aus ärmsten Verhältnissen. Sie schrieben für Zeitungen, Zeitschriften und für die Lade – von Veza Canetti gab es zu Lebzeiten, trotz – oder vielleicht: gerade wegen ihres berühmten (schreibenden) Ehemannes – keine einzige eigenständige Buchpublikation. Sie wurden vielgelesene Erfolgsautorinnen wie Gina Kaus, von der wir heute nichts hören, oder Vicki Baum, die sich die Flucht ins rettende Ausland leisten konnten – beide hatten das Glück, schon in den 1920er-Jahren für den renommierten Ullstein Verlag zu arbeiten, und trafen einander eine Dekade später in Los Angeles als „Exilautorinnen“ wieder. Anderen gelang, mit oft geringeren Mitteln, die Flucht ins nähere England: Hermynia zur Mühlen starb 1951 in Radlett; Veza Canetti 1963 in London; Mela Hartwig 1967 in London. Oder sie hatte nichts, um ihr Leben zu retten – drei der neun Autorinnen wurden in Konzentrationslagern ermordet: Lili Grün am 1. Juni 1942 mit 38 Jahren im Vernichtungslager Maly Trostinez, Else Feldmann mit 58 Jahren am 17. Juni 1942 im Vernichtungslager Sobibor und Thekla Merwin noch am 20. Oktober 1944 mit 57 Jahren in Auschwitz-Birkenau.

Eine Ausstellung, die aktuell im Literaturhaus Wien zu sehen ist, präsentiert 30 dieser so genannten „Exilautor:innen“ anhand ihrer Werke, persönlicher Statements heute schreibender österreichischer Autor:innen – und anhand ausgewählter Objekte: eines davon ist ein Hut der berühmt gewordenen privaten Sammlung der schreibenden Modistin Mimi Grossberg. So schön die erhaltenen Hüte sind – sie erzählen eben auch beredt davon, dass Frauen, zumal jüdische Frauen in der Zwischenkriegszeit, nicht nur schwer schreiben konnten, sondern kaum von ihrem Schreiben leben. Ausnahmen wie Baum machten Geschichte – nur, und damit komme ich schon zum Ende meiner Einführung: Wer liest heute noch Vicki Baum? Und ich rede nicht davon, dass man sich *Menschen im Hotel* wieder einmal anschauen könnte, einen Film, den sie selbst alles andere als schätzte: „Man wird erfasst, zu Boden gedrückt, ausgewalzt“, schreibt Baum über die Art, wie aus ihren Menschen „Abziehbilder“ gemacht worden waren, und weiter: „Man kommt vollkommen platt wieder heraus; alles, was man gedacht oder geschrieben hat, wird vollkommen platt.“

Wer liest all die Autorinnen heute noch, und ich meine: ohne dass man in einer mehr oder weniger anhaltenden wohlwollenden Wiederentdeckungswelle darauf gestoßen wird. Wer liest sie „einfach so“? Wer hat sie, einfach so, im kanongesteuerten Wohnzimmerregal – Baum neben Brecht, Hartwig neben Hofmannsthal, Zeemann neben Zuckmayer, Hermynia zur Mühlen neben Thomas Mann, dem wir freilich den Platz neben Maria Lazar herzlich gönnen würden ...? Und nicht, liebevoll miteinander verpackt, in einer der vielen gutgemeinten „Frauenliteratur“-

Anthologien. So wichtig diese auch sind, sie bestätigen letztlich doch nur eine weitere Mär, die es heftig zu widerlegen gelte: dass sie alle unter einen einzigen Hut zu bringen wären, den Hut der schreibenden Frauen auf dem Nebengleis der Weltliteraturgeschichte.

In einem aktuellen Interview mit der jüdischen Wiener Monatszeitschrift *WINA* endet Ingrid Lang, die Intendantin dieses Theaters, mit dem so wichtigen Plädoyer – Zitat: „Es braucht genau diese Wahrnehmung von unterschiedlichster Seite, um ‚vergessene‘ Künstlerinnen wie Maria Lazar nachhaltig wieder bekannter zu machen.“ Diese Wahrnehmung kann also keine singuläre, und sei es eine noch so schöne Sonntagsmatinee, sondern *muss* eine sein, die *anhält*, die sich manifest macht, die wir alle manifest machen, in Büchern und auf Bühnen, in Zeitschriften und in Schulen, auf Podien, so wir sie kriegen, und im ganz „normalen“ Alltag. Das ist, so Ingrid Lang, „wichtig – und es ist nicht einfach“.

In diesem Sinne lade ich Sie herzlich ein, nicht nur in der folgenden Stunde diesen schier unglaublichen weiblichen Literatinnen, von denen die meisten vielleicht nicht ganz „vergessen“ sind, aber immer noch viel zu wenig gelesen, Ihre Ohren zu schenken, sondern auch in Zukunft daran Teil zu haben, dass sie es irgendwann, im besten Fall bald – und nachhaltig – in den viel zitierten Kanon unserer Literaturgeschichten schaffen und nicht nur in die schwer auffindbaren Fach- und Nischen-Höhlen, in denen sie bis heute ihr herrliches, weibliches, vielgesichtiges Unwesen treiben.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine intensive kommende Stunde – und bitte: Lesen Sie weiter Literatur von Frauen – und ja keine „Frauenliteratur“!

Autorinnen (nach Lebensdaten)

Hermynia zur Mühlen 1883, Wien – 1951, Radlett, Hertfordshire, England
Else Feldmann 1884, Wien – 17. Juni 1942, Vernichtungslager Sobibor (ermordet)
Thekla Merwin 1887, Riga (Russland) – 20. Oktober 1944, KZ Auschwitz-Birkenau
Vicky Baum 1888, Wien – 1960, Los Angeles
Mela Hartwig 1893, Wien – 1967, London
Martha Hofmann 1895, Wien – 1975, Wien
Veza Canetti, 1897 in Wien – 1963 in London
Lili Grün 1904, Wien – 1. Juni 1942, Vernichtungslager Maly Trostinez (ermordet)
Klara Blum 1904, Czernowitz – 1971, Guangzhou (Kanton), Volksrepublik China
Dorothea Zeemann 1909, Wien – 1993, Wien

Quellennachweise

Vicky Baum, aus dies.: Es war alles ganz anders. Erinnerungen. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2015, S. 15.
Klara Blum: Mädchen im Büro. In dies.: Kommentierte Auswahledition. Wien et al.: Böhlau 2001, S. 285.
Klara Blum: Grimmiger Lebensbericht. In dies.: Liebesgedichte. Aachen: Rimbaud 2012, S. 53 f.
Veza Canetti: Drei Helden und eine Frau. In dies.: In: Geduld bringt Rosen Erzählungen. München/Wien: Carl Hanser 1992, S. 83–91.
Else Feldmann: Variété. In dies.: Travestie der Liebe und andere Erzählungen, hg. u. m. e. Nachw. w. Alexander Kluy. Wien: edition atelier 2013, S. 17 ff.
Lili Grün, aus dies.: Junge Bürokräft übernimmt auch andere Arbeit. Berlin: Aviva 2016, S. 63 ff.
Mela Hartwig: Die Kündigung. In dies.: Das Verbrechen. Novellen und Erzählungen. Wien: Droschl 2004, S. 253–260.
Mela Hartwig: Die Jahre fallen ab wie welches Laub. In dies.: Spiegelungen. Gedichte. Wien u. a.: Gurlitt 1953, S. 13.
Martha Hofmann: Poet-Prolet. In dies.: Das blaue Zelt. Gedichte. Wien: Saturn 1934, S. 36.
Thekla Merwin: Arbeiterschicksal. In: Die Unzufriedene, 10. Jg., 14.05.1933 (Beilage: Die Romanleserin).
Dorothea Zeemann: Arbeitsunfall. In dies.: Eine unsympathische Frau. Erzählungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983, S. 14–19.
Hermynia zur Mühlen: Man muss es ihnen sagen. In dies.: In: Werke. Bd. 4: Geschichten und Feuilletons. Wien: Zsolnay 2019, S. 552 ff.

Fußnoten

1 Wenig später folgte ein Zweitabdruck; dieses Mal hieß es *Warum gibt es keine großen Künstlerinnen?* In: Women in Sexist Society, 1971.
2 Linda Nochlin: Warum gab es keine großen Künstlerinnen. Essays. Band I. Wien: marsyas 2023.
3 Klara Blum: *Grimmiger Lebensbericht*.